

Gerhard Naegle (Hrsg.)

Soziale Lebenslaufpolitik

Sozialpolitik und Sozialstaat

Herausgegeben von

Prof. Dr. Adalbert Evers

Prof. Dr. Rolf G. Heinze

Prof. Dr. Stephan Leibfried

Prof. Dr. Lutz Leisering

Prof. Dr. Thomas Olk

Prof. Dr. Ilona Ostner

Gerhard Naegele (Hrsg.)

unter Mitarbeit von Britta Bertermann

Soziale Lebenslaufpolitik



VS VERLAG FÜR SOZIALWISSENSCHAFTEN

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

1. Auflage 2010

Alle Rechte vorbehalten

© VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH, Wiesbaden 2010

Lektorat: Frank Schindler

VS Verlag für Sozialwissenschaften ist Teil der Fachverlagsgruppe

Springer Science+Business Media.

www.vs-verlag.de



Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürfen.

Umschlaggestaltung: KünkelLopka Medienentwicklung, Heidelberg

Druck und buchbinderische Verarbeitung: Ten Brink, Meppel

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in the Netherlands

ISBN 978-3-531-16410-6

Inhalt

Einführung	9
<i>Gerhard Naegele</i> Wie die Idee zu diesem Buch entstand und Inhaltsüberblick	11
Lebenslaufforschung und (soziale) Lebenslaufpolitik	
<i>Gerhard Naegele</i> Soziale Lebenslaufpolitik – Grundlagen, Analysen und Konzepte	27
<i>Wolfgang Clemens</i> Lebensläufe im Wandel – Gesellschaftliche und sozialpolitische Perspektiven	86
<i>Gerhard Naegele, Corinna Barkholdt, Bert de Vroom, J. Goul Andersen und Katrin Krämer</i> A new organization of time over working life – Results from a European Foundation research project of the same name	110
<i>Andreas Kruse und Eric Schmitt</i> Lebensläufe und soziale Lebenslaufpolitik in psychologischer Perspektive	138
<i>Manuela Weidekamp-Maicher</i> Lebensqualität und Lebenslauf – eine nützliche Verschränkung für eine soziale Lebenslaufpolitik?	174

Konzepte und Perspektiven (1) – Familie, Gender und Generationenbeziehungen*Helga Krüger*

Familienpolitik und Lebenslaufforschung miteinander verknüpfen: ein zweifacher Gewinn

217

Uta Meier-Gräwe

Erwerbsarbeit und generative Sorgearbeit neu bewerten und anders verteilen – Perspektiven einer gendersensiblen Lebenslaufpolitik in modernen Dienstleistungsgesellschaften

245

Armin Laschet

Grundzüge einer Generationenpolitik am Beispiel Nordrhein-Westfalen

268

Konzepte und Perspektiven (2) – Gesundheit und Pflege*Susanne Kümpers und Rolf Rosenbrock*

Gesundheitspolitik für ältere und alte Menschen

281

Monika Reichert

Pflege – ein lebensbegleitendes Thema?

309

Konzepte und Perspektiven (3) – Arbeit, berufliche Bildung und Beschäftigung*Günther Schmid*

Von der aktiven zur lebenslauforientierten Arbeitsmarktpolitik

333

Gerhard Bosch

Lernen im Erwerbsverlauf – Von der klassischen Jugendorientierung zu lebenslangem Lernen

352

Annette Franke

Existenzgründungen im Lebenslauf

371

Konzepte und Perspektiven (4) – Lebenslauforientierte Ältere-Arbeitnehmer-Politik*Christiane Flüter-Hoffmann*

Der Weg aus der Demografie-Falle – Lebenszyklusorientierte Personalpolitik

411

Rita Oldenbourg und Juhani Ilmarinen

Für eine lebenslaufbezogene Arbeitsfähigkeitspolitik

429

Gerhard Naegele und Mirko Sporket

Perspektiven einer lebenslauforientierten Ältere-Arbeitnehmer-Politik

449

Philip Taylor, Elizabeth Brooke and Tia Di Biase

European employer policies concerning career management and learning from a life-span perspective

474

Hartmut Seifert

Arbeitszeit- und Lernzeitkonten – Ein Ansatz für alternsgerechtes Arbeiten?

498

Konzepte und Perspektiven (5) – Finanzielle Sicherung im Alter*Frank Berner, Laura Romeu und Andreas Motel-Klingebiel*

Lebenslauforientierung in der Alterssicherung

517

Winfried Schmähl

Soziale Sicherung im Lebenslauf – Finanzielle Aspekte in längerfristiger Perspektive am Beispiel der Alterssicherung in Deutschland

550

Konzepte und Perspektiven (6) – Präventive Altenpolitik und active ageing*Alan Walker*

The Emergence and Application of Active Aging in Europe

585

Anja Ehlers

Bildung im Alter – (k)ein politisches Thema?

602

<i>Britta Bertermann</i>	
Aktives Altern und Bildung	619
<i>Thomas Olk</i>	
Bürgerschaftliches Engagement im Lebenslauf	637
 Konzepte und Perspektiven (7) – Europäische und internationale Ansätze	
<i>Ute Klammer</i>	
Flexibilität und Sicherheit im individuellen (Erwerbs-) Lebensverlauf – Zentrale Ergebnisse und politische Empfehlungen aus der Lebenslaufforschung der European Foundation	675
<i>Bernd Waas</i>	
Lebenslaufpolitik in den Niederlanden – Die „levensloopregeling“ aus deutscher Sicht	711
<i>Victor W. Marshall and Julie Ann McMullin</i>	
The Life Course Perspective and Public Policy Formation: Observations on the Canadian Case	732
 „Gerontologischer Ausblick“ – Lebenslaufforschung und Soziale Gerontologie	
<i>Corinna Barkholdt und Gerhard Naegele</i>	
Konturen und Fragen einer sozialgerontologischen Lebenslaufforschung	751
Autorinnen- und Autorenverzeichnis	771

Erwerbsarbeit und generative Sorgearbeit neu bewerten und anders verteilen – Perspektiven einer gendersensiblen Lebenslaufpolitik in modernen Dienstleistungsgesellschaften

1 Vorbemerkung

Wenngleich sich junge Frauen hier zu Lande als durchaus gleichberechtigt wahrnehmen, fiel die Bundesrepublik Deutschland im Ranking des „Global Gender Gap“ -Reports zum dritten Mal in Folge auf Platz 11 zurück: Ende 2008 begründete das Weltwirtschaftsforum zur Gleichstellung von Frauen und Männern in Politik, Wirtschaft und Bildung diese erneute und deutliche Rückstufung Deutschlands gegenüber 2006 (Platz 5) und 2007 (Platz 7) mit einem weiteren Auseinanderdriften der wirtschaftlichen und politischen Partizipation beider Geschlechter. Es mangelt beispielsweise immer noch an der Umsetzung des Prinzips „Gleicher Lohn für gleiche Arbeit“, obwohl der Europäische Rat bereits 2001 gefordert hatte, dass sich Deutschland verstärkt um eine Verringerung des geschlechtsspezifischen Lohngefälles bemühen müsse (Kommission 2001). Außerdem ist die Zahl der Frauen in politischen Führungspositionen erneut zurückgegangen. Demgegenüber hatten mehr als zwei Drittel der insgesamt einbezogenen 128 Länder eine Verbesserung in der allgemeinen Indexbewertung erreicht. Norwegen, Finnland und Schweden belegten im Jahr 2008 die Plätze 1 bis 3. Alle drei Länder konnten inzwischen mehr als 80 Prozent der Chancenungleichheiten zwischen beiden Geschlechtern beseitigen (zwd 2008: 18).

Andere Studien belegen, dass nicht einmal die Hälfte aller weiblichen Beschäftigten in Westdeutschland 2006 über eine Vollzeitstelle verfügten, wohingegen sich der Frauenanteil an den Teilzeitquoten von 27,9 Prozent im Jahr 1984 auf nahezu 50 Prozent im Jahr 2006 erhöht hat. Abhängig beschäftigte Frauen in Vollzeit verdienen lediglich 75 Prozent des Jahresbruttolohns der Männer. Dem Beschäftigungsbericht der Europäischen Union zufolge bestehen in der Bundesrepublik Deutschland europaweit die größten Einkommensdifferenzen zwischen

Männern und Frauen. Zudem haben Frauen 2006 deutlich häufiger als Männer im Niedriglohnsektor gearbeitet. Zwei Drittel der Empfänger/innen von Grundsicherung ab 65 Jahren war Ende 2007 weiblich (zwd 2008: 5).

Demgegenüber liegt die Übernahme von generativer Sorgearbeit nach wie vor in Frauenhand, was sich in Diskontinuitäten und Brüchen ihrer Erwerbsbiografien widerspiegelt. Selbst in den jüngeren Altersgruppen besteht dieser Gender Gap fort: So beantragten 89,5 Prozent der bezugsberechtigten Frauen 2007 nach Geburt eines Kindes das einkommensabhängige Elterngeld und zwar größtenteils für die volle Bezugsdauer von 12 Monaten. Demgegenüber haben lediglich 10,5 Prozent der Väter das Elterngeld in Anspruch genommen und das ganz überwiegend beschränkt auf die zwei „Väтерmonate“. Ein anderer Befund: 72 Prozent aller jungen Männer im Alter zwischen 20 und 25 Jahren überlassen sämtliche Vor-, Zu- und Nachbereitungstätigkeiten, die mit ihrer persönlichen Ernährungsversorgung verbunden sind, komplett den weiblichen Familienmitgliedern, also Müttern, Großmüttern, Schwestern oder ihren Partnerinnen, sofern sie bereits ihre Herkunftsfamilie verlassen haben (DGE 2004). Diese unterschiedlichen Verhaltensweisen von Männern und Frauen sind Ausdruck und Resultat von Geschlechtstypisierungen, die sich zunächst im Kindes- und Jugendalter als produktive Verknüpfung von biologischen, sozialen und individuellen Komponenten herausbilden („Doing gender“). Geschlechtstypisierungen sind indessen keine starren, unabänderlichen Verhaltencodes und Wertvorstellungen, sondern erfahren im weiteren Lebensverlauf in Abhängigkeit von den jeweiligen materiellen und sozialen Lebensumständen weiblicher und männlicher Individuen immer wieder geschlechtsbezogene Anpassungen, Modifikationen und Konfigurationen, die auf den biographischen Vorerfahrungen, Selbstkonzepten und individuellen Deutungsmustern beruhen.

Der vorliegende Beitrag geht der Frage nach, wie und durch welche Entscheidungen geschlechtsspezifische Unterschiede entlang von Lebensläufen entstehen, wie sie sich kumulieren und wodurch sie strukturell und kulturell verfestigt werden. Es wird aber auch herausgearbeitet, warum die tradierte Form der Institutionalisierung von männlichen und weiblichen Lebensläufen im Übergang zu einer modernen Dienstleistungsgesellschaft nicht mehr zeitgemäß ist, die Handlungs- und Entwicklungsperspektiven beider Genusgruppen einengt und letztlich den Generationenzusammenhang gefährdet.

Die Perspektive einer vitalen und geschlechtergerechten Gesellschaft steht und fällt mit der Neubewertung und -verteilung von gesellschaftlich notwendigen Arbeitsformen im Lebenslauf beider Geschlechter, so lautet das Credo des Beitrags.

2 Theoretisch-konzeptionelle Grundannahmen der Lebenslaufforschung

Forschungsansätze, die sich der Institutionalisierung des Lebenslaufs und seinem Gestaltwandel zuwenden, haben seit den 1980er Jahren einen erheblichen Bedeutungszuwachs erfahren. Gestützt auf eine intensive Theoriearbeit innerhalb der Scientific Community konnte die Lebenslaufforschung beeindruckende empirische Befunde vorlegen, die vor allem mittels längsschnittlich angelegter Analysen gewonnen werden konnten. Angesichts dieser Erfolgsgeschichte verwundert es kaum, dass die Lebenslaufforschung inzwischen auch Einzug in die Politikberatung gehalten hat: So lautet der Titel des 7. Familienberichts der Bundesregierung „Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit. Perspektiven für eine lebenslaufbezogene Familienpolitik“ (BMFSFJ 2006). Der im Februar 2008 in Auftrag gegebene 1. Gleichstellungsbericht der Bundesregierung wird ebenfalls auf dem Lebenslaufansatz basieren und ist konzeptionell als Pendant zum 7. Familienbericht angelegt. Ihre Prominenz verdankt die Lebenslaufforschung in diesen beiden Politikbereichen vor allem der produktiv-ganzheitlichen Theoriearbeit sowie den vielfältigen empirischen Arbeiten auf Seiten der Frauen- und Genderforschung in den zurückliegenden zwanzig Jahren (siehe auch den Beitrag von *Clemens* in diesem Buch).

Obwohl es *Rene Levy* war, der als Erster empirisch nachgewiesen hatte, dass es gesellschaftlich zwei standardisierte Normalbiografien gibt, nämlich eine männliche und eine weibliche (Levy 1977), blieb der Fokus der Lebenslaufforschung zunächst weitestgehend auf die Institutionen von Bildung, Arbeitsmarkt und Alterssicherung in ihrer lebenslaufbezogenen Relevanz beschränkt. Diskontinuitäten im Lebenslauf wurden allenfalls als Folge von konjunkturellen Krisen wahrgenommen und thematisiert. Im Mittelpunkt stand die männliche „Normalerwerbsbiografie“. Demgegenüber erfuhren Planungsdiskontinuität oder Kontinuitätsabbrüche, die aus normativen Rollenzuschreibungen und der spezifisch weiblichen Integration in die Gesellschaft resultieren, in dieser Theorie zunächst keine Beachtung: Indem die Familie als lebenslaufstrukturierende Institution ausgeblendet wurde, fanden auch die Dilemmata weiblicher Lebensführung zwischen Familien- und Berufsorientierung und die daraus folgenden typisch weiblichen Diskriminierungen im Lebenslauf bis hin zu ihrer Verrentung konzeptionell keinen Platz in der Lebenslaufforschung. Diese Leerstelle haben *Born*, *Krüger* und *Lorenz-Meyer* in ihrer Studie „Der unentdeckte Wandel. Annäherung an das Verhältnis von Struktur und Norm im weiblichen Lebenslauf“ nicht nur nachdrücklich kritisiert, sondern überwunden (Born, Krüger & Lorenz-Meyer 1996). Sie führen uns nachdrücklich vor Augen, dass der Blick von *Martin Kohli* – einem der Architekten der Lebenslaufforschung – auf den Prozess der Institutionalisierung des Lebenslaufs im Kern ein männlich geprägter war und zu

kurz greift: Ihm zufolge umfasst dieser Institutionalisierungsprozess drei zu einer widersprüchlichen Einheit zusammengefasste Aspekte: „Erstens Kontinuität im Sinn einer verlässlichen, auch materiell gesicherten Lebensspanne; zweitens Sequenzialität im Sinn eines geordneten (und chronologisch festgelegten) Ablaufs der wesentlichen Lebensereignisse; und drittens Biographizität im Sinn eines Kodes von personaler Entwicklung und Emergenz.“ (Kohli 1989: 250)

Die genannten Soziologinnen weisen darauf hin, dass insbesondere jüngere Frauen durch die Geburt von Kindern in ein strukturelles, für sie subjektiv hoch relevantes Dilemma geraten, weil dieses Ereignis selten oder nie als „Perle auf die Kette“ der Abfolgemuster der Institution Lebenslauf passt, sondern den Faden der Kontinuität von Bildung und Arbeitsmarkt zerrißt. Ausgeklammert bleibt ihnen zufolge in der herkömmlichen Lebenslauftheorie auch das Planungsdilemma der kaum vorhersehbaren Folgen von Geburten für die eigene Erwerbsarbeit und für die spätere Verrentungssituation (Born, Krüger & Lorenz-Meyer 1996: 23). Angesichts dieser Tatbestände erweisen sich kinderlose Ehen oft als nichts anderes als das Resultat des unter den Bedingungen des modernen Lebenslaufs biographisch zu lange hinausgezögerten Zeitpunktes der Geburt (Nave-Herz 1988).

Das Geschlecht als Strukturkategorie des Lebenslaufs zu fassen, reduziert sich aber auch unter Einbeziehung der Institution Familie nicht allein auf die Analyse von chronologischen Abfolgemustern aufeinander folgender Institutionen bzw. der Verweildauer in Schule, Ausbildungssystem, Arbeitsmarkt, Familie und Alterssicherung. Vielmehr geht es um die gesellschaftlich strukturierte Partizipation beider Geschlechter an durchaus auch biographisch parallel relevanten Subsystemen. „Die wesentliche Differenz männlicher und weiblicher Lebensläufe liegt (...) in den keineswegs identischen Teilhabechancen an zwei zentralen Institutionen des Lebenslaufs, dem Erwerbs- und dem Familiensystem.“ (Born, Krüger & Lorenz-Meyer 1996: 25f.) Anders gesagt: „Die Familie des Mannes ist nicht die Familie der Frau.“ (Metz-Göckel & Nyssen 1990: 179)

Im männlichen Lebenslauf lassen sich Familie und Arbeitsmarkt problemlos miteinander verknüpfen, denn die Familiengründung durchbricht den männlichen Erwerbslebenslauf keineswegs. Vielmehr erfordert es die Rolle als Ehemann und Vater geradezu, strukturellen Arbeitsmarktvorgaben unbedingt und kontinuierlich zu folgen, um als Familiennährer den Familienlohn im marktförmig organisierten Erwerbssystem zu erarbeiten und darüber den Fortbestand seiner Familie sicherzustellen. Indem umgekehrt im weiblichen Lebenslauf die familiale Rolle der Frau als Versorgerin definiert ist, die sich verlässlich den reproduktiven Bedürfnissen der minderjährigen oder pflegebedürftigen Familienmitglieder sowie des Ehemannes annimmt und als deren „back-up“ -System fungiert, erfährt ihre Arbeitsmarktpartizipation eher „den Status eines ‘Zusatz-

programms' oder 'Lückenfüllers'" (Born, Krüger & Lorenz-Meyer 1996: 26), so dass ungeachtet von erfolgreichen Ausbildungsabschlüssen auf Seiten der Frauen das männliche Kontinuitätsmuster strukturell für sie gar nicht vorgesehen ist. Folgerichtig führt die gleichzeitige weibliche Arbeitsmarktbeteiligung zu normativen wie zeitlichen Dilemmata. Schon im sogenannten „goldenem Zeitalter der Familie“ der westdeutschen Nachkriegszeit hat das idealtypische weibliche Dreiphasen-Modell (Erwerbsarbeit bis zur Geburt des 1. Kindes, Familienphase und beruflicher Wiedereinstieg nach Auszug der erwachsenen Kinder) die Lebensrealität vieler Frauen mit Fachberufsausbildung und Familie nicht annähernd widergespiegelt. Vielmehr zeigt die Studie von *Born et al.*, dass es bereits im Lebenslauf dieser Frauengeneration zwischen drei und zwölf Erwerbsunterbrechungen gab und fast ebenso viele Versuche einer Requalifizierung.

Hinzu kommt, dass auch solche familienrelevanten Kontextinstitutionen wie Kindergarten, Schule, Krankenhaus oder Altenbetreuung in der Bundesrepublik Deutschland von diesem klassischen Familienkonzept ausgegangen sind und zumindest eine jederzeit abrufbare Person voraussetzen. Erinnert sei in diesem Zusammenhang an die bundesweite Einführung eines Rechtsanspruchs auf einen Kindergartenplatz von täglich vier Stunden ohne Mittagessen nach der deutschen Wiedervereinigung: Es fiel in den Zuständigkeitsbereich der Mütter, ihre Kinder pünktlich um 12.00 Uhr vom Kindergarten abzuholen, sie zu bekochen und am Nachmittag größtenteils persönlich ihre Betreuung, Erziehung und Bildung zu übernehmen. Für die konsequente Einführung von Ganztagsplätzen, wie es sie in Ostdeutschland seinerzeit in großer Zahl gab, fehlte Mitte der 1990er Jahre eine politische Mehrheit. Es war damals schon gar nicht an den Ausbau von Betreuungsmöglichkeiten für die unter 3jährigen Kinder zu denken.

Lebenslauftheoretisch gesprochen fördert also der normativ gesetzte und in Westdeutschland faktisch verbreitete weibliche Biografieverlauf mit einer erheblichen Varianzbreite die als ideal angesehene Biografiegestaltung des Mannes mit den Sequenzen Berufsausbildung, kontinuierliche Erwerbsbiografie und Alterssicherung. Demgegenüber schränkt die männliche Normalbiografie dieses Zuschnitts die weibliche Lebenslaufgestaltung ein, indem die Frau als Versorgerin der Familie ihre Erwerbsarbeit unterbricht oder sich auf geringfügige Beschäftigungsverhältnisse einlässt. Dadurch wird sie durch das Nadelöhr des Haushaltsvorstands „fremdernährt“ und reduziert dadurch ihre Arbeitsmarktchancen und Berufsperspektiven entlang des weiteren Lebenslaufs deutlich, was sich schließlich auch im Gender Gap bei den Alterseinkommen manifestiert.

Aber auch andere Institutionen, die entlang des Lebenslaufs angesiedelt sind, agieren strukturell und mental nach wie vor geschlechtsspezifisch und gehen per se von der Zuständigkeit von Frauen für die generative Sorgearbeit aus: Schon in der Lebensphase der Berufsausbildung gehen bei den Mädchen die von

ihnen inzwischen im allgemeinbildenden Schulsystem unterhalb des Akademikerniveaus erreichten Bildungsvorsprünge verloren. *Helga Krüger* hat das bundesdeutsche Berufsbildungssystem unterhalb der Akademikerebene in ihren nachteiligen Wirkungen eingehend analysiert (Krüger 1991). Die dort eingelassenen geschlechtsspezifischen Zuschreibungen sind jungen Frauen (und Männern) in der Regel zwar nicht bewusst, prägen aber ihren Lebenslauf ganz entscheidend: Das (männliche) duale Berufsbildungssystem und das weibliche Vollzeitschulsystem sind strukturell auf die Vorbereitung geschlechtsspezifisch unterschiedlicher Lebensläufe angelegt. Insbesondere der Wildwuchs und die Expansion der Helferinnen- und Assistentinnenberufe (z.B. Zahnpflegerin oder MTA), aber auch Ausbildungsberufe wie Krankenschwester, Erzieherin, Logopädin usw. sind Sackgassenberufe ohne Aufstiegsmöglichkeiten und waren historisch gedacht als „voreheliche Beschäftigung“. Während im dualen System Ausbildungsvergütungen gezahlt werden und diese Ausbildungsberufe strukturell mit dem Beschäftigungs- und Aufstiegssystem verbunden sind, kosten Ausbildungen im weiblichen Schulberufssystem häufig Schulgeld, es müssen mehr Schuljahre absolviert werden als im (männlichen) dualen System, allerdings werden diese Berufe nach Eintritt in den Arbeitsmarkt tarifrechtlich deutlich schlechter bezahlt. Außerdem weisen diese weiblichen Erstausbildungsberufe keine Anschlussfähigkeit an spätere Qualifizierungsmaßnahmen und Karrierewege auf (Krüger 1991).

Demzufolge steht es dringend an, dass solche Dienstleistungsberufe, für die in Zukunft begründet von einer weiter steigenden Nachfrage ausgegangen werden kann, neu geregelt und gleichwertig tarifiert werden.¹

Auch in den Institutionen des akademischen Ausbildungs- und Beschäftigungssegments bestehen bis heute geschlechtsspezifische Weichenstellungen für den weiteren Biografieverlauf. Obwohl heute mehr als die Hälfte der Studierenden weiblichen Geschlechts sind, nimmt der Anteil von Frauen an hohen wissenschaftlichen Positionen im europäischen Vergleich einen der letzten Plätze ein (European Commission 2006). Das liegt nachweislich nicht an einem zu geringen Pool an Nachwuchswissenschaftlerinnen (Lind 2007: 62). Die Aufstiegschancen für die einzelne Frau in einem Fach fallen sogar umso geringer aus, je höher der Frauenanteil in einem Studienfach ist. Und auch kinderlos bleibende

1 1996 wurde in der Schweiz das erste Arbeitsfunktionsbewertungsverfahren im deutschsprachigen Raum entwickelt, das geltenden EU-Normen einer Gleichbehandlung entspricht und inzwischen auch in Deutschland diskutiert und in einigen Unternehmen eingesetzt wird. Die analytische Bewertung von Arbeitstätigkeiten nach Katz und Baitsch (ABAKABA) verwendet arbeitswissenschaftlich begründete Anforderungen und Belastungen als Merkmale und ist damit geschlechtsneutral und diskriminierungsfrei (Katz & Baitsch 1997). Es überwindet die Gratisverwertung weiblicher Kompetenzen und führt zu existenzsichernden Einkommen, anstatt strukturell weiter auf die Abwertung bzw. unentgeltliche Nutzung weiblich konnotierter Arbeitstätigkeiten zu setzen.

Frauen machen in der Wissenschaft in keineswegs gleicher Weise Karriere wie ihre männlichen Kollegen. Es zeigt sich deutlich, dass die biographischen Karriereentwicklungen von Frauen und Männern im Lebenslauf schon zu einem Zeitpunkt auf subtile Weise unterschiedlich verlaufen, zu dem Frauen noch gar nicht Mütter sind. Offenkundig wird die gesamte weibliche Genusgruppe – gewissermaßen „vorausschauend“ – mit einem Vertrauensdefizit belegt, als potenzielle Mütter nicht total verfügbar, d. h. frei von generativer Sorgearbeit zu sein und somit als untauglich für eine wissenschaftliche Laufbahn zu gelten (Lind 2007: 67).

Es verwundert daher im Grunde kaum, dass es in Deutschland zu einem stilren, aber durchaus wirkungsmächtigen ‚Gebärstreik‘ vor allem unter gut ausgebildeten Frauen gekommen ist bzw. zur abnehmenden Bereitschaft jüngerer Erwachsener, sich für mehrere Kinder zu entscheiden. Als Folge dieser vermeintlich „rein privaten“ Entscheidungen drohen Sicherungssysteme der alternenden bundesdeutschen Gesellschaft zu implodieren, weil von einem ausgewogenen Verhältnis zwischen den Generationen längst nicht mehr ausgegangen werden kann. Diese Entwicklung geht maßgeblich auf die seit Jahren unterschätzten Veränderungen in den Lebensentwürfen und Lebenslagen von Frauen zurück, auf die lebenslaufrelevante Institutionen und Politiken zunächst nicht oder nur punktuell reagiert haben. Hinzu kam eine Familienideologie, die im Gegensatz zu profunden Erkenntnissen aus der internationalen Forschung hartnäckig an der These festhielt, dass es für das gedeihliche Aufwachsen eines Kindes am besten sei, wenn seine eigene leibliche Mutter in den ersten sechs Jahren eine ‚Rundum-Betreuung‘ übernimmt, allenfalls ergänzt um den Besuch eines Halbtagskindergartens. Dieser Müttermythos kollidierte mehr und mehr mit den berechtigten Ansprüchen der inzwischen am besten ausgebildeten Frauengeneration aller Zeiten, ihre erworbenen schulischen und beruflichen Qualifikationen auch im Erwerbsleben umsetzen zu wollen. Inzwischen ist der Anteil der westdeutschen Frauen, die zeitlebens ohne Kind(er) bleiben, im europäischen Vergleich am höchsten. Dabei gilt: Je besser die Frauen qualifiziert sind, desto öfter bleiben sie ohne Nachwuchs.

Aber nicht nur die Akademikerinnen bleiben hierzulande immer häufiger kinderlos, sondern auch die gut ausgebildeten Männer. Die These vom Zeugungsstreik macht inzwischen die Runde. Sucht man nach einer Erklärung für dieses Phänomen, so führt ein Blick auf die Veränderungen am Beziehungs- und Heiratsmarkt weiter (Blossfeld & Timm 1997): Während noch in den 1970er Jahren Männer überwiegend diejenigen waren, die über höhere schulische und berufliche Abschlüsse verfügten als ihre Partnerinnen, begegnen sich Männer und Frauen – was ihre Bildungsabschlüsse angeht – heute zunehmend ‚auf gleicher Augenhöhe‘ (ein Arzt heiratet jetzt mehrheitlich nicht mehr eine Kranken-

schwester, sondern eine Ärztin/Akademikerin). Damit stellt sich die Frage, wer nach der Geburt eines Kindes beruflich zurückstecken soll und wie lange, mit einer ganz anderen Tragweite. Die Entscheidung für ein Kind wird somit zu einem prekären Verhandlungsgegenstand zwischen gleich gut ausgebildeten Partnern, die sehr wohl antizipieren, welche Konsequenzen sich daraus in der Regel für die weibliche Erwerbsbiografie ergeben. Zudem treffen auch die wenigen „neuen Väter“, die bereit sind, sich an der Sorgearbeit partnerschaftlich zu beteiligen, in ihrem beruflichen Umfeld auf vielfältige strukturelle und mentale Barrieren. Immer öfter wird dann die Realisierung von Kinderwünschen auf Grund der fehlenden öffentlichen Unterstützung zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf biographisch ‚verschoben‘, reduziert bzw. wird ganz auf die Geburt eines Kindes verzichtet.

Der im Falle einer Familiengründung erfolgende „Rückzug der Männer aus der Familie“ zugunsten von Erwerbsarbeit und Karriere hat aber noch einen weiteren fatalen Effekt: Als Erwachsene treffen Männer in den verschiedensten (Führungs-)Positionen von Wirtschaft, Wissenschaft und Politik vielfach Entscheidungen, die aufgrund der ihnen in der Regel fehlenden Fürsorge- und Alltagskompetenzen (bzw. aufgrund des Mangels an Wertschätzung diesen Aufgabenbereichen gegenüber) nicht sachkundig und bedarfsgerecht ausfallen.

3 Geschlechterdualismen: Männlich konnotierter Markt und Familialisierung der weiblichen Hälfte der Gesellschaft

Die skizzierten Entwicklungen verdeutlichen, dass private Lebensentscheidungen erhebliche gesellschaftliche Wirkungen haben und die Verhältnisse zum Tanzen bringen können. Offenkundig hat die gesellschaftsweite Trivialisierung und Geringschätzung der ganz überwiegend von Frauen im Privaten geleisteten „Arbeit des Alltags“ (Jurczyk & Rerrich 1993; Meier 2001) zu vielfältigen, heute immer offensichtlicher werdenden „Pathologien des Sozialen“ (Honeth 1994) geführt.

Die Sachverständigenkommission des 7. Familienberichts der Bundesregierung hat in diesem Zusammenhang nachdrücklich darauf verwiesen, dass die gesellschaftlich unverzichtbare Ressource „Humanvermögen“, also das Insgesamt an Handlungs- und Wertorientierungen, sozialen Daseinskompetenzen und Fachkompetenzen, deren Fundament im privaten familialen Kontext gelegt wird, überhaupt nur dann entstehen und erhalten werden kann, wenn junge Erwachsene bereit sind, sich für Kinder zu entscheiden und auch Zuneigung und Zeit für die Entwicklung dieser Kinder zu investieren bzw. Beziehungen zu den alt gewordenen Eltern aufrechtzuerhalten (BMFSFJ 2006). Diese Ressourcen als uner-

schöpflich anzusehen, kommt einer völligen Verkennung der realen Entwicklung gleich.

Es erscheint an dieser Stelle erklärungsbedürftig, weshalb Wirtschaft und Politik solche elementaren Voraussetzungen für das Zusammenleben in einem intakten Gemeinwesen lange Zeit gründlich übersehen haben. Noch mehr verwundert, dass mit Blick auf die Standortsicherung Deutschlands im globalen Wettbewerb erst so spät auf bereits seit Jahren wissenschaftlich belegte Fehlentwicklungen reagiert wird.

Wesentlich zu tun hat diese Entwicklung mit der heutigen Allgegenwart eines reduktionistisch-androzentrischen Wirtschaftsverständnisses, das sämtliche Leistungen zur Bedarfsdeckung und Versorgung von Menschen, die in der Privatsphäre – also jenseits geldvermittelter Tauschbeziehungen – vollzogen werden, nicht als Arbeit fasst und in der Folge aus der ökonomischen Theoriebildung ausschließt. Lebenslauftheoretisch betrachtet, diskriminiert dieser Arbeitsbegriff gerade die Personen, die in ihrer Biografie generative Sorgearbeit übernehmen und folglich vom „männlichen Normalerwerbsmodell“ abweichen.

Das Wirtschaftsgeschehen wird aber eben nur zu einem Teil über Märkte und Geld abgewickelt. „Wirtschaft beginnt mit der Herstellung von Menschen: Mit Gebären, Nähren, Erziehen, damit, dass das Überleben der Menschen, die geboren worden sind, sichergestellt wird“ (Prätorius 1996: 254). Die Bildung von Humanvermögen, auf die Wirtschaft und Gesellschaft angewiesen sind, beruht elementar und vorgängig auf einer Vielzahl von versorgungswirtschaftlichen Tätigkeiten des Alltags, die wesentlich von Frauen in der Familie, im Privathaushalt erbracht, aber weder als Kulturleistung noch als ökonomische Aktivität gewertet werden. Mit der Erlangung des Selbstbestimmungsrechts der Frau über ihren Körper, ihrem gestiegenen Bildungsniveau und den damit verbundenen Möglichkeiten nunmehr Zugang zur Berufswelt, zu Geld und den ihnen vormals fremden Märkten zu erhalten, hat sich angesichts der Geringschätzung dieser versorgungswirtschaftlichen Seite im Lebensverlauf ein Rückgang von Familienbildungsprozessen vollzogen, der nunmehr auch andere gesellschaftliche Teilebereiche erheblich tangiert und ihre Vitalität gefährdet.

Die wesentlich von Frauen übernommene generative Sorgearbeit ist seit dem aufkommenden Industriezeitalter zu einem ‚blindem Fleck‘ und scheinbar wertlos geworden: Bis zu diesem Zeitpunkt der gesellschaftlichen Entwicklung umfasste „Arbeit“ dagegen sämtliche Tätigkeiten zur Daseinsvorsorge im Lebensverlauf von Männern, Frauen und Kindern.

An der Schwelle zur Industriegesellschaft waren es im Anschluss an *Adam Smith* maßgeblich die Architekten der Nationalökonomie, die sämtlichen nicht marktförmig organisierten Tätigkeiten kurzerhand das Prädikat absprachen, Arbeit zu sein. Damit wurden insbesondere jene Arbeitsformen aus Konzepten und

Berechnungsmodellen gesellschaftlicher Wertschöpfungsprozesse ausgeklammert, die in den Verantwortungsbereich der weiblichen Hälfte der Gesellschaft fielen und in ihre Lebensläufe integriert sind. Historisch betrachtet, begann sich dieses Wirtschaftsverständnis erst seit Mitte des 18. Jahrhunderts durchzusetzen.

Vorindustrielle Gesellschaften waren demgegenüber durch ein ganzheitliches Ökonomieverständnis geprägt: In der ursprünglich ländlichen Subsistenzwirtschaft bis ins 18. Jahrhundert hinein arbeiteten Bauer und Bäuerin nach einer sich ergänzenden Arbeitsteilung, die der Bewirtschaftung des „Ganzen Hauses“ – des Oikos – und damit der Sicherung des Lebensunterhalts des gesamten bürgerlichen Personenverbandes diente.

Erst durch den Reduktionismus wirtschaftlichen Handelns auf marktförmig organisierte Erwerbsarbeit im Übergang zur Industriegesellschaft verkümmerte die ursprünglich wertgeschätzte generative Sorgearbeit der Frau zur „Arbeit aus Liebe“ (Bock & Duden 1977). Weibliche Arbeit erfuhr eine bis dato unbekannte und fortan völlig ungerechtfertigte Trivialisierung und De-Thematisierung. In dieser Weise konnotiert und verbunden mit ihrer eindeutigen Zuschreibung an die weibliche Hälfte der Gesellschaft kam es zur Institutionalisierung einer „typisch weiblichen Normalbiografie“, die das „männliche Normalarbeitsverhältnis“ des „Familienernährers“ komplementär ergänzen sollte. Die damit verbundene Abwertung weiblicher Arbeit im privaten Lebensbereich wurde auch in den Erwerbsbereich hinein verlängert. Bis heute sind verberufliche Dienstleistungsberufe, die verschiedene Formen von generativer Sorgearbeit zum Inhalt haben, Sackgassenberufe – immer noch schlecht bezahlt, repetitiv, oft als Helferinnenberufe strukturiert, ohne nennenswerte berufliche Entwicklungschancen (vgl. exemplarisch Kettenschau 1991; Winter 1994; Thiessen 2004). Bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts, als es um den Aufbau eines Berufsbildungssystems ging, wurde von Seiten der Kammern gegen eine Integration weiblicher Handwerke zu Felde gezogen mit dem Argument, dass die Damenschneiderei, das Wäschenähen oder das Frisieren ein Handwerk im eigentlichen Sinne, das heißt ein ‚Beruf auf Lebenszeit‘ nicht seien, sondern allenfalls eine voreheliche Beschäftigung bzw. „ein ganz bescheidenes Lernen für den Hausbedarf“ (Lischnewska 1979). Aus diesem Grund würden sich die weiblichen Handwerke für eine strenge gesetzliche Erfassung nicht eignen (Ebenda). Mit dem beginnenden Industriezeitalter setzte sich folglich eine historisch neue gesellschaftliche und geschlechtsspezifische Arbeitsteilung durch: Der Mann avancierte zum *homo oeconomicus*, die Frau zur *domina privata*. Die strukturelle Dichotomie zwischen Erwerbs- und Privatbereich ging einerseits mit einer enormen Aufwertung der dem Ehemann und Vater zugeschriebenen Erwerbsarbeit jenseits des privaten Lebenszusammenhangs einher und andererseits mit einer gesellschaftlichen Trivialisierung der den Frauen und Müttern zugewiesenen Haus- und Familienarbeit.

Die ökonomische Dimension dieses Geschlechterdualismus hat Anfang der 1970er Jahre der kritische amerikanische Wirtschaftswissenschaftler *Galbraith* aufgegriffen, der die im Zuge von Industrialisierung und Urbanisation vollzogene Verwandlung der Frauen in eine heimliche Dienerkasse des Mannes sarkastisch als eine ökonomische Leistung ersten Ranges bezeichnet hat. Er bemerkte in diesem Zusammenhang außerordentlich treffend, dass die Hausfrauen die mit Abstand größte Gruppe der gesamten Arbeiterschaft wären, wenn ihre Arbeit mit Geld entlohnt würde (Galbraith 1974). Vor diesem Hintergrund ist es als ein Erfolg anzusehen, dass Ende der 1980er Jahre ein Konzept zur Erfassung der Bruttowertschöpfung durch Haushaltsproduktion erarbeitet und durch zwei bundesweit repräsentative Zeitbudgeterhebungen empirisch fundiert werden konnte (BMFS/Statistisches Bundesamt 1994, 2004). Die Ergebnisse wurden in einem Satellitensystem „Haushaltsproduktion“ zusammengeführt und komplettieren die volkswirtschaftlichen Gesamtrechnungen als Wohlstandsmaß eines Landes sinnvoll und notwendig². Couragierten Haushaltswissenschaftlerinnen, internationallen Initiativen, aber auch den Erkenntnissen der Frauenforschung ist es zu verdanken, dass hier erstmals ein ganzheitlicher Wertschöpfungsansatz gegen „die Schleifen hinhaltender Abwehr“ der „Mainstream“ -Ökonomen platziert werden konnte (Rudolph 1986: 135).

Doch auch innerhalb der Neuen Frauenbewegung hat sich erst ein Umdenken vollziehen müssen. Die berechtigte Forderung nach Teilhabechancen von Frauen an Erwerbsarbeit führte zunächst auch unter den Frauen zu einem äußerst ambivalenten Verhältnis der Hausarbeit gegenüber: „Unsere eigene Missachtung von Hausarbeit wenden wir oft auch eher so, dass wir ignorieren, dass es notwendige Arbeit ist, anstatt sie gemeinsam zu organisieren. [...] Indem wir so tun, als würden wir keine Hausarbeit machen, weil wir's eben blöd finden, stabilisieren wir selber als Frauenbewegung noch mal, dass die Arbeit, die Millionen Frauen machen, nichts ist“, heißt es in einem Protokoll der Gruppe „Lohn für Hausarbeit“ im Jahre 1974 (Kontos 1991: 95). Infolge kritischer Selbstreflexionen innerhalb der Frauenbewegung und der Frauenforschung wird die generative Sorgearbeit im Privaten heute nicht länger nur in seiner politischen, sondern auch in seiner ökonomischen Dimension thematisiert (Behning 1997).

2 Jüngst wurde eine geschlechtsspezifische Analyse des traditionellen Bruttoinlandsprodukts und der Haushaltsproduktion in Deutschland (erweitertes Gender BIP) vorgelegt (Schaffer & Stahmer 2006). Sie zielt darauf ab, die Anteile der Männer und Frauen an einer um die informelle Arbeit erweiterten Gesamtgröße wirtschaftlicher Leistung, dem Bruttoinlandsprodukt als Wohlstandsmaß einer Nation aufzuzeigen. Ein weiteres wichtiges Themenfeld betrifft die Erforschung der Chancen und Barrieren von Professionalisierungsprozessen personenbezogener haushaltsnaher Dienstleistungsarbeit (Krüger 2000; Thiessen 2004).

Dabei wird das Menschenbild vom Homo oeconomicus um die Dimensionen seiner Geburtlichkeit, Verletzlichkeit und Sterblichkeit erweitert (Prätorius 2000). Zugleich wird heute eine notwendige gesellschaftliche Rahmung durch relevante lebenslaufbezogene Institutionen gefordert, damit eine Normalisierung von männlichen und weiblichen Biografien möglich wird, in der Bildungs-, Erwerbsarbeit und generative Sorgearbeit für Andere einen selbstverständlichen Platz einnehmen.

Den ideologischen Nukleus der Ausgrenzung weiblicher Sorgearbeit aus der gesellschaftlichen Wertschöpfung formulierte ein Nationalökonom klassischer Prägung unverblümt so: „Die Begründung dafür liegt in dem besonderen Charakter all dieser im Schoße der Familie unentgeltlich geleisteten häuslichen Dienste: sie haben zwar alle auch eine wirtschaftliche Seite ... aber sie werden im Allgemeinen doch weit weniger als wirtschaftliche Handlungen denn als Akte der Lebensführung, der Lebensgestaltung und der aus Liebe geübten fürsorglichen Betreuung empfunden. *Es widerstrebt dem gesunden Gefühl, hier den Maßstab wirtschaftlicher Bewertung anzulegen*“ (Jostock 1941: 135; Hervorhebung U. M.-G.).

Das manifestiert sich überdeutlich in einem Arbeitsbegriff, der auf die Sphäre marktvermittelter Bedürfnisbefriedigung reduziert wurde. Dadurch geriet konzeptionell aus dem Blick, dass generative Sorgearbeit ebenfalls der Status von gesellschaftlich notwendiger Arbeit innewohnt, ohne die erwerbswirtschaftliche Unternehmen und die Gesellschaft nicht überlebensfähig sind. Die durch die „invisible hand“ der Frauen erbrachten Leistungen zur Humanvermögensbildung und –erhaltung wurden von männlichen Ökonomen nicht als Arbeit anerkannt oder eben bestenfalls als ‚Arbeit aus Liebe‘ apostrophiert, was bis heute zu vielfältigen Benachteiligungen der weiblichen Hälfte der Gesellschaft entlang ihrer Biografie führt (Meier 2003).

Die Zuweisung der Haus- und Fürsorgearbeit an die Frau als „domina privata“ erwies sich allerdings als ein wohlkalkulierter Schritt der Architekten einer neu entstehenden Industriegesellschaft, der die Stabilisierung des Sozialen in einer sich zunehmend individualisierten Gesellschaft sicherstellen sollte. Diese Geschlechterrollenkonstruktion wurde zum einen über die Verrechtlichung geschlechtsspezifischer Zuweisungsmuster abgestützt, zum anderen über deren Naturalisierung, indem gesellschaftliche Ungleichheiten und Strukturen als ‚von Natur aus gegeben‘ dargestellt wurden. An der Verbreitung dieser Geschlechterrollenideologie, welche die Prinzipien *männlich* und *weiblich* als unversöhnlich und unvereinbar gegenüberstellte, hatten die Repräsentanten des sich im 19. Jahrhundert rasch ausdifferenzierenden Wissenschaftssystems, insbesondere Mediziner, Juristen, Ökonomen und Soziologen, einen ganz erheblichen Anteil. Diese Ideologie war mit einer historischen Neu-Konstruktion von Weiblichkeit

verbunden, welche die Rolle der Frau auf die der Ehefrau und Mutter reduziert hat und in einen standardisierten weiblichen Lebenslauf mündete. Es handelt sich um die naturrechtlich begründete Familialisierung der Frau. Sie wurde zum ‚Engel im Haus‘, zur aufopferungswilligen, entsexualisierten und harmlosen Abhängigen. „Dem Gleichheitsimperativ des modernen Rechtsstaats wurde eine Gegebenbewegung eingebaut, die das weibliche Geschlecht mit der historischen Mission des sozial stabilisierenden Bindeglieds zwischen Individuum und Gesellschaft beauftragte“. (Stauder 1999: 55)

Dieses patriarchale Geschlechterrollenkonstrukt ist jedoch seit den 1970er Jahren brüchig geworden, was auch in einer allmählichen Veränderung der Rechtssprechung seinen Niederschlag fand. Der Zugang breiter Bevölkerungsschichten zu Empfängnisverhütung und Familienplanung, aber noch mehr die zunehmende Bildungs- und Erwerbsbeteiligung von Frauen sind dafür als entscheidende Faktoren zu nennen. Allerdings wird erst in den letzten Jahren in der bundesrepublikanischen Öffentlichkeit wahrgenommen, dass die Reproduktion, Pflege und Mehrung des Humanvermögens durch generative Sorgearbeit eben keineswegs ‚naturgegeben‘ erfolgt.

4 Der Übergang zur Elternschaft – konfliktbehaftete Statuspassage im Lebenslauf von Frauen und Männern mit Langzeitwirkung

Untersuchungen zum Übergang von der Partnerschaft zur Elternschaft weisen diese Statuspassage als äußerst problembeladen aus: So artikulieren Mütter nach der Geburt ihres Kindes eine hohe Unzufriedenheit mit ihrer Lebenssituation, weil sie sich jetzt mit totalisierenden Normen konfrontiert sehen, ‚ganz‘ für das Kind da sein zu sollen, während Väter zu Rückzugstendenzen aus der engen Mutter-Kind-Dyade neigen (Notz 1991; Fthenakis, Kalicki & Peitz 2002; Graf 2002). Unterschiedliche Erwartungshaltungen aneinander brechen auf, die im Übergang zur Elternschaft deutlich werden lassen, dass die vorher bekundete Wertorientierung, Familie leben zu wollen, von Frauen und Männern inhaltlich offensichtlich mit ganz unterschiedlichen Vorstellungen gefüllt wird. Der Ablauf des Alltags mit der notwendigen Orientierung an den Bedürfnissen des Säuglings bringt einen so offenbar nicht erwarteten Bruch mit dem zuvor gelebten Tagesablauf mit sich. Schlafmangel, Dauergereiztheit, Übermüdung und körperliche Erschöpfung sind oft die Folgen. Das führt zu einem Anstieg der Depressivitätsraten junger Mütter im Vergleich zu kinderlosen Frauen. Bemerkenswert ist dabei, dass die Depressivitätsraten der Mütter auch im zweiten und dritten Lebensjahr des Kindes vorhanden sind, was auf das Erfordernis hinweist, Beglei-

tungs- und Unterstützungsangebote nicht allein auf die ersten Lebensmonate des Kindes zu beschränken.

Nach der Geburt eines Kindes verschlechtert sich auch das Interaktionsverhalten der Eltern. Ersteltern berichten von der kontinuierlichen Zunahme an Konflikt beladenen Auseinandersetzungen und einer Eskalation von destruktivem Streitverhalten. Der Austausch von körperlichen Zärtlichkeiten nimmt ebenso ab wie der verbale Ausdruck von Zuneigung und gegenseitiger Wertschätzung.

Insbesondere dann, wenn Väter ihre Kinder als eher schwierig charakterisieren, erleben sie Frustrationen und überlassen die Versorgung und Betreuung nahezu vollständig ihren Partnerinnen. Dadurch wird oftmals eine folgenreiche Dynamik für die künftige Vater-Kind-Beziehung ausgelöst. An dieser Stelle zu fordern, Mütter müssten als „gate keeper“ fungieren, welche die Väter ermutigen, anleiten und einbinden, um solche Wirkketten möglichst früh zu durchbrechen (Fthenakis 2000), geht am Kern des Problems vorbei. Mütter haben in dieser Lebensphase selbst einen erheblichen Unterstützungs- und Entlastungsbedarf, so dass sie kaum in der Lage sind, zusätzliche Probleme im Umgang mit Defiziten an väterlicher Kompetenz allein erfolgreich zu schultern. Es ergibt sich demnach das dringende Erfordernis im Übergang zur Elternschaft den bei jungen Eltern immer wieder auftretenden Problemen durch professionelle Unterstützungsarrangements und Netzwerke zu begegnen und dabei auch gendersensible Angebote zu offerieren.

Die hier beschriebene Problematik des Übergangs zur Elternschaft weist auf die schwierige Gemengelage aus Kompetenzdefiziten im sozialen, kommunikativen, aber auch hauswirtschaftlichem Bereich bei den Eltern selbst und den fehlenden infrastrukturellen Unterstützungsangeboten zur Alltagsbewältigung hin. Damit in Zusammenhang steht schließlich auch, dass der Wunsch der Mütter nach einem zweiten Kind umso mehr zurückgeht, je unzufriedener sie mit ihrer Rolle als Mutter ist und je mehr ihr der Kindesvater die anfallende Haus- und Sorgearbeit für das Kind überlässt.

Die LBS-Studie „Paare werden Eltern“, aber auch viele andere qualitative Studien (Graf 2002; Meier, Preuße & Sunnus 2003) belegen übereinstimmend, dass die Geburt eines Kindes mit vielfältigen Risiken für die Lebenssituation der jungen Familie und für das physische und psychische Wohlbefinden einhergeht, aber auch für die Beziehungsqualität zwischen den Eltern. Zugleich erweist sich diese Lebensphase als außerordentlich folgenreich für die weitere Familienplanung und nicht zuletzt für die Entwicklung des Kindes selbst. Demnach kommt einer breiten Unterstützungskultur aus privat-familialen, semi-professionellen und professionellen Netzwerken für den Übergang zur Elternschaft und bei der weiteren Begleitung der Familien eine bedeutende Rolle zu. Außerdem wird

offensichtlich, dass die De-Thematisierung von familien- und haushaltsbezogenen Kompetenzen in den Bildungseinrichtungen, die Mädchen und Jungen durchlaufen, geradezu fahrlässig ist und zu äußerst negativen Folgen für die weitere Familienplanung führt (Methfessel 1993).

Zudem schleichen sich mit Geburt des Kindes häufig Retraditionalisierungsprozesse geschlechtsspezifischer Rollen in die Partnerbeziehung ein – durchaus oft gegen vorher ausgehandelte und erwartete Arrangements. Die faktische tägliche Abwesenheit des Vaters bedeutet eine nicht zu unterschätzende Retraditionalisierungsfalle – und zwar sowohl für die Familienentwicklung von morgen als auch für das zukünftig von beiden Geschlechtern geforderte Kompetenzspektrum am Arbeitsmarkt. Denn eine Gesellschaft, die sich unaufhaltsam von der Industrie- zur Dienstleistungsgesellschaft umstrukturiert, benötigt in einer immer größer werdenden Zahl von Berufsfeldern zunehmend mehr der sogenannten ‚weichen‘ Managementfähigkeiten im Umgang mit Personen (BMFSFJ 2006).

Nicht zu übersehen ist außerdem, dass nicht nur in der Familie, sondern in der daran anschließenden öffentlichen Frühförderung, in Betreuungseinrichtungen und Grundschule, das Kinderleben fast ausschließlich in ‚weiblicher Hand‘ liegt. Die Folgen, die diese Alltagspraxis für die Herausbildung von Wertorientierungen, Rollenbildern und für Identitätsbildungsprozesse bei Jungen und Mädchen und für ihr Kompetenzspektrum nach sich zieht, wurden bisher völlig unterschätzt. Sie sind auch nicht einfach durch einen Einstellungswandel von Erzieherinnen gegenüber Mädchen und Jungen oder durch ein geschlechtssensibles Spielzeugangebot aufzulösen, da sich Geschlechterkodierungen von Tätigkeitsfeldern und Zuständigkeitsmustern der Erwachsenen sehr viel tiefer in die Persönlichkeitsentwicklung von Kindern einschreiben, als in der geschlechtsspezifischen Sozialisationsforschung bislang angenommen wurde. Derzeit fehlen gerade männlichen Kindern und Jugendlichen Männer als reale und anwesende Vorbilder in der Familie und als Freunde und unterstützende Partner von Frauen im Alltag, so dass sie häufig keine realistischen Vorstellungen darüber entwickeln können, was „Männlich-Sein“ heißt. Das bedingt häufig ein Ausweichen auf virtuelle Leitbilder in den einschlägigen Medien, die überwiegend traditionelle Konzepte „hegemonialer Männlichkeit“ (*R. Connell*) bedienen: Probleme werden in der Regel mit Geld, Faust oder Pistole „gelöst“. Der Absolutheitsanspruch dieser virtuellen Leitbilder schadet ihnen mehr als dass sie nützen. Weder lassen sie sich einlösen, noch geben sie Raum für notwendige Neuorientierungen im Sinne der Ausprägung von androgynen Kompetenzen, was dann häufig auch zu Verleugnung von Gefühlen und Emotionen führt (Oelemann 1999).

Mit dem Übergang ins Erwachsenenalter verlassen männliche Jugendliche dann die weiblich dominierten Handlungsarenen ihrer Kindheit. Männlichkeit

und männliche Identität wird fortan in den männlich dominierten Kontexten des öffentlichen und beruflichen Lebens konstituiert und ausgelebt. Konkurrenz, männerbündische Zusammenschlüsse und der Zugang zu Macht- und Entscheidungspositionen in hierarchisch strukturierten Institutionen von Wirtschaft, Wissenschaft und Politik bestimmen in dieser Lebensphase ihren Alltag und werden zu den Quellen männlicher Selbstbestätigung und Anerkennung³. Mit dem Übergang ins Rentenalter werden Männer dann allerdings aus der aktiven Männergesellschaft „entlassen“. Fooken verweist darauf, dass sich Männer im Alter nun wieder in weiblich dominierten Kontexten befinden, ... „nur diesmal tendenziell eher vereinzelt, denn ein Großteil der gleichgeschlechtlichen peers, die Männlichkeit vorleben und verstärken könnten, steht nicht mehr so unmittelbar zur Verfügung“ (Fooken 1999: 444). Dadurch wird Alter gewissermaßen als eine „Negation von Männlichkeit“ konstruiert (Böhnisch & Winter 1993) und birgt die Gefahr einer hohen Vulnerabilität gegenüber den Risiken des Alters, insbesondere bei männlichen Geschiedenen und Männern unterer Statusgruppen. Es sind also nicht nur Frauen, die das Alter oft als eine „narzisstische Kränkung“ erleben oder in sozialer Isolation und Armut leben. Fooken votiert im Angesicht der präsentierten Befunde für eine differenzierte Erforschung männertypischer Alter(n)sprozesse und Risikolagen im Alter. Die Debatte um die wachsende Feminisierung der Alter(n)s habe zur Marginalisierung dieser Problematik geführt, in der Gerontologie ebenso wie in der Männerforschung (Fooken 1999).

5 Perspektiven

Moderne Gesellschaften sind gefordert, im Interesse ihrer Zukunftsfähigkeit und im Interesse des Erhalts ihrer wirtschaftlichen Stabilität und Vitalität historisch neue, den veränderten gesellschaftlichen Bedingungen angemessene Lösungen zu finden, um ihre sozialen Kohäsions- und Solidaritätspotentiale sicherzustellen. Eine zukunftsgestaltende Gesellschaftspolitik muss demnach die Frage beantworten, *wie künftig die Bereitschaft zur Übernahme von generativer Sorgearbeit für Andere zwecks Aufbau und Pflege des Humanvermögens als Voraussetzung für ein wirtschaftlich und gesellschaftlich intaktes Gemeinwesen strukturell gewährleistet und organisiert werden kann. Lebenslauftheoretisch gesehen, geht es um die Auflösung der traditionell nach Geschlecht getrennten Lebenswege*

3 Lebenslaufrelevante Effekte männlicher Sozialisation manifestieren sich allerdings keineswegs durchgängig in erfolgreichen Erwerbsbiographien und hoher materieller und persönlicher Lebenszufriedenheit. Es gibt auch eine größer werdende Anzahl von Männern, die an den Belastungen und Zwängen der männlichen Konkurrenzgesellschaft scheitern: Soziale Problemlagen wie Alkoholismus, Kriminalität oder ein erhöhtes Suizid- und Mortalitätsrisiko sind die Folge.

und um eine Neujustierung sämtlicher lebenslaufbegleitenden Institutionen, so dass die Verbindung von Bildungs-, Erwerbs- und Familienarbeit als Grundmuster der Biografie einer Person und zwar unabhängig vom Geschlecht in unterschiedlichen Mischungen und mit flexiblen Übergängen gelebt werden kann.

Das zwingt zur Neubewertung von sämtlichen gesellschaftlich notwendigen Arbeitsformen und – damit untrennbar verbunden – zu einer grundsätzlichen Umgestaltung der bestehenden Geschlechterordnung moderner Gesellschaften. Diese kommt nicht umhin, das gängige „hegemoniale Konzept von Männlichkeit“ aufzugeben, eine Neubestimmung der Männerrolle vorzunehmen und in einem reflexiven Geschlechterdiskurs auszuhandeln. Umgekehrt gilt es, generative Sorgearbeit – weder strukturell noch normativ – länger als „weiblich“ und „freiwillig“ zu definieren. Das könnte etwa bedeuten, dass Rechtsansprüche auf volle Rentenbezüge nicht nur den Nachweis von geleisteter Erwerbsarbeit, sondern für einen bestimmten Zeitraum auch den Nachweis von geleisteten sozialen Dienstleistungen bedeuten würde, etwa in Form von Kinderbetreuung, Schuldnerberatung oder der Altenpflege (Bertram 1997; Thadden 2001; BMFSFJ 2006).

Erst wenn die Gleichrangigkeit von männlich und weiblich bestimmten Tätigkeits- und Erfahrungsfeldern die momentane Hierarchisierung von männlich konnotierten Lebensmustern, Kompetenzen und Erfahrungen zu Ungunsten von „typisch weiblichen“ ablöst, haben fortgeschrittene Gesellschaften eine Chance, als vitale und nachhaltig wirtschaftende Gesellschaften zu überleben (Meier-Gräwe 2007).

Die Forderung nach Gleichstellung von Männern und Frauen im Berufsleben ist folglich systematisch zu verknüpfen mit der gesellschaftlichen Anerkennung und institutionellen Normalisierung von generativer Sorgearbeit in den Lebensläufen beider Geschlechter, weil es sich hierbei um eine gesellschaftlich unverzichtbare Form von Arbeit handelt.

Benötigt wird eine vorausschauende lebenslaufsensible Politikgestaltung, die es Frauen und Männern gleichermaßen ermöglicht, sich sowohl im Bildungs- und Erwerbssystem als auch für Familie und gemeinnützige Arbeit zu engagieren, aber auch Zeit für Kommunikation mit Freunden und Nachbarn und für politische Belange zu haben. Die von Frauen heute schon in sehr viel stärkerem Maße gelebten Patchwork-Biografien sind in diesem Sinne als Zukunftsmodelle eines vielseitigen verantwortlichen Erwachsenendaseins zu werten, die allerdings zur gesellschaftlichen Norm erhoben und bildungs-, arbeitsmarkt- und sozialpolitisch entsprechend flankiert werden müssen (BMFSFJ 2006).

Das Leitbild der/s Erwerbstätigen, die/der im Lebensverlauf zugleich auch familiäre Fürsorgeaufgaben zu übernehmen hat, kann allerdings nur dann durchgesetzt werden, wenn einerseits eine Kontinuität in der Erwerbsbiografie für

beide Geschlechter angestrebt wird, andererseits aber auch Unterbrechungen der Erwerbsverläufe lebbar werden zwecks Anpassung der Erwerbsbiografie an Anforderungen zum Beispiel für (Weiter)bildung oder Fürsorgeverpflichtungen im Sinne von „garantierten Optionalitäten“ (Klammer 2006). Das schließt die verstärkte Förderung von Übergängen aus Phasen der Familienarbeit, der Fort- und Weiterbildung oder der Arbeitslosigkeit in die Erwerbsarbeit und umgekehrt ein. Darüber hinaus braucht es Wiedereinstiegshilfen nach Elternzeit- und Pflegeunterbrechungen, aber auch Möglichkeiten des Wechsels zwischen Vollzeit- und Teilzeiterwerbsarbeit.

Außerdem steht eine Reorganisation des Beginns und des Endes von Erwerbsbiografien an: Sowohl die Eintrittsphase in das Erwerbsleben als auch die Austrittsphase haben sich mehr und mehr zu eigenständigen Phasen entwickelt. Kürzere Schul- und Ausbildungszeiten könnten ebenso wie bessere Bedingungen der Vereinbarkeit von Ausbildung und Familiengründung zur Dekompression von Erwerbsbiografien beitragen, was angesichts der hohen Lebenserwartung und bei einer flexiblen Gestaltung der Ausstiegsphase machbar wäre. Nur so ließe sich die „Rush-Hour of Life“ schrittweise auflösen, d.h. die Konzentration von Aufgaben innerhalb einer kurzen Sequenz des mittleren Lebensalters, nämlich berufliches Engagement, Familiengründung und Fürsorgeaufgaben für Kinder bzw. pflegebedürftige Angehörige synchron bewältigen zu müssen. Die Gestaltung und Mischung der Lebensläufe beider Geschlechter zwischen Bildungs-, Erwerbs- und Familiensystem wäre zudem durch den Ausbau einer Vielzahl von passgenauen personenbezogenen Dienstleistungen zu unterstützen. Interessante und vielfältige Arbeitsplätze werden in den nächsten Jahren gerade in diesen Bereichen entstehen und können interessante Beschäftigungsperspektiven für beide Geschlechter eröffnen. Der Blick nach Schweden zeigt, dass dort anteilig zur Bevölkerungszahl dreimal so viele Personen im Öffentlichen Dienst beschäftigt sind wie derzeit in Deutschland und die Lohn- und Gehaltssumme dort das Dreifache der in Deutschland ausmacht. Vorstellbar ist es aber auch, dass sich eine beträchtliche Angebots-Nachfrage-Dynamik in diesem Dienstleistungssegment durch einen Mix aus staatlichen, frei gemeinnützigen und privatwirtschaftlichen Anbietern ergeben kann, wenn diese miteinander kooperieren, statt sich gegeneinander abzuschotten.

Von einer Doppelorientierung im Lebenslauf würden im Übrigen beide Geschlechter gleichermaßen profitieren: Erfahrungsfelder von fürsorglicher Praxis prägen in diesem modernen Gesellschaftskonzept normativ wie faktisch auch den Lebenslauf von männlichen Kindern und Männern, anstatt weiterhin einseitig auf eine erwerbszentrierte männliche „Normalbiografie“ hin sozialisiert zu werden. Das wäre nicht nur für die Beziehungsqualität von individuellen Partnerschaften ein Gewinn, weil dadurch die heute vielfach beklagte Überforderung

der „Super-Mam“ vermieden werden könnte, nämlich gleichzeitig und allein verantwortlich (Ehe-)Frau, Mutter und Berufstätige und in bestimmten Lebensphasen auch noch fürsorgliche Tochter für Eltern und Schwiegereltern zu sein. Zudem eröffnen sich durch eine normative wie strukturelle Überwindung tradierter Geschlechterrollen im Lebenslauf historisch neue Erwerbsmöglichkeiten für Männer in den expandierenden weiblich konnotierten Dienstleistungsbranchen des Erziehens, Unterstützens und Pflegens.

Repräsentative Befunde aus der Alternsforschung haben zudem bereits vor zehn Jahren eindrücklich nachweisen können, dass eine strikte einseitige biographische Ausrichtung entweder auf Beruf oder Familie das Mortalitätsrisiko der betreffenden Personen erhöht. Demgegenüber liegt der Schlüssel für ein langes Leben in der Aneignung und alltagspraktischen Anwendung von androgynen Kompetenzen. Die Hinwendung zu Familie und die Integration von damit verbundenen Formen generativer Sorgearbeit in den männlichen Lebenslauf haben sich demnach bei berufstätigen Männern eindeutig lebensverlängernd ausgewirkt. Demgegenüber konnten Frauen an Lebensjahren gewinnen, wenn sie nicht ausschließlich Familienarbeit für Kinder, Mann und Großeltern übernahmen, sondern sich auch im Erwerbssystem und im öffentlichen Leben engagiert hatten (Krumpholz-Reichel 2001). Auch internationale Studien, die sich mit der PersönlichkeitSENTWICKLUNG und Geschlechterrollenbildern im Lebensverlauf befassen, betonen die positiven Valenzen des Alterns qua Aufhebung oder Umkehrung geschlechtstypischer Anforderungen oder Erwartungshaltungen. So stellte *Sinnott* bereits in den 1980er Jahren die These von der Maskulinisierung der Frau und der Feminisierung des Mannes auf, was zu einer möglichen Altersandroginität führen könne (Sinnott 1986).

Die Verbindung von Berufs- und Familienleben stellt bereits seit mehr als zehn Jahren ein Kernelement sowohl der beschäftigungspolitischen Leitlinien als auch der Sozialagenda dar. EU-Familienpolitik wird als Frauen- und Männerpolitik definiert, für die öffentliche Institutionen ebenso wie Eltern gleichermaßen verantwortlich sind. Betreuungs- und Fürsorgearbeit fallen damit nicht länger allein in den Zuständigkeitsbereich von Frauen. Vielmehr werden Frauen und Männer gleichermaßen als Erwerbstätige mit Versorgungs- und Betreuungsaufgaben für Kinder und Familienangehörige definiert. Daraus ergeben sich neue Anforderungen an die Gestaltung einer familienfreundlichen Gesellschaft unter Einschluss einer gendergerechten Neugestaltung sämtlicher lebenslaufrelevanter Institutionen. Mit der Zuschreibung von Erwerbs- und Betreuungsarbeit an Frauen und Männer verändern sich zugleich die normativen Rahmenbedingungen für die Realisierung von geschlechteregalitären Bürger/innenrechten: Erwerbs- und generative Sorgearbeit wird ‚universalisiert‘ und in den Lebensläufen von Frauen und Männern gleichermaßen verankert.

Die Herstellung von Geschlechtergerechtigkeit im Lebenslauf ist letztlich eine Frage der wirtschaftlichen Vernunft: Die Zahl der europäischen Bevölkerung im erwerbsfähigen Alter wird sich in den nächsten Jahrzehnten weiter verringern. Zugleich werden sich europäische Industriegesellschaften zunehmend in moderne wissensbasierte Dienstleistungsgesellschaften transformieren. Deshalb braucht es Bedingungen, die es erlauben, die beruflichen Qualifikationen, die Fähigkeiten und Talente der weiblichen Hälfte der Gesellschaft umfassend zu nutzen und das Kompetenzspektrum für beide Geschlechter zu erweitern.

Literatur und weiterführende Literatur

- Behning, U. (Hrsg.) (1997): Das Private ist ökonomisch. Berlin: Sigma.
- Bertram, H. (1997): Familien leben. Neue Wege zur flexiblen Gestaltung von Lebenszeit, Arbeitszeit und Familienzeit. Gütersloh: Bertelsmann-Stiftung.
- Blossfeld, H.P. & Timm, A. (1997): Der Einfluss des Bildungssystems auf den Heiratsmarkt. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, (49) 3: 440-476.
- Bock, G. & Duden, B. (1977): Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit. In: Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen, Juli 1976. Berlin: Courage: 118-199.
- Bönisch, L. & Winter, R. (1993): Männliche Sozialisation. Bewältigungsprobleme männlicher Geschlechtsidentität im Lebenslauf. Weinheim/München: Juventa.
- Born, C., Krüger, H. & Lorenz-Meyer, D. (1996): Der unentdeckte Wandel. Annäherung an das Verhältnis von Struktur und Norm im weiblichen Lebenslauf. Berlin: Ed. Sigma.
- Bourdieu, P. (1983): Ökonomisches, kulturelles und soziales Kapital. In: Kreckel, R. (Hrsg.): Soziale Ungleichheiten. Soziale Welt, Sonderband 2. Göttingen: Schwartz: 183-198.
- Bundesministerium für Familie und Senioren (1994): Familien und Familienpolitik im geeinten Deutschland – Zukunft des Humanvermögens. Fünfter Familienbericht. Bundestagsdrucksache 12/7560. Bonn.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2006): Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit. 7. Familienbericht der Bundesregierung. Bundesdrucksache 16/1360. Berlin.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend & Statistisches Bundesamt (Hrsg.) (1994): Wo bleibt die Zeit? Wiesbaden.
- Etzioni, A. (1994): Jenseits des Egoismus-Prinzips: Ein neues Bild von Wirtschaft, Politik und Gesellschaft. Stuttgart: Schäffer-Poeschel Verlag.
- Fooken, I. (1999): Geschlechterverhältnisse im Lebensverlauf. Ein entwicklungspsychologischer Blick auf Männer im Alter. In: Jansen, B., Karl, F. & Radebold, H. (Hrsg.): Soziale Gerontologie. Weinheim/Basel: Beltz Verlag: 441-452.
- Fthenakis, W.E. (2000): Vaterschaft heute: Das Ausmaß väterlicher Beteiligung – familienpolitische Implikationen. In: SPD-Forum: Zukunft Familie: 95-118.

- Fthenakis, W., Kalicki, B. & Peitz, G. (2002): Paare werden Eltern. Die Ergebnisse der LBS Familienstudie. Opladen: Leske & Budrich.
- Galbraith, J.K. (1974): Wirtschaft für Staat und Gesellschaft. München/Zürich: Droemer-Knaur.
- Graf, J. (2002): Wenn Paare Eltern werden: Die Bedeutung der Ehequalität für die kindliche Entwicklung in den ersten Lebensjahren. Weinheim: Beltz.
- Honneth, A. (1994): Pathologien des Sozialen. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Hoppe, H. (2000): Nur neue Begriffe oder mehr? „Mainstreaming“, Dekonstruktivismus und „Affidamento“ in der Frauen- und Geschlechterforschung? In: Neue deutsche Schule, Jg. 52: 18-19.
- Höyng, S. (1999): Männerbündische Arbeitskultur am Beispiel der Personalpolitik. In: Krannich, M. (Hrsg.): Geschlechterdemokratie in Organisationen. Fulda: 93-98.
- Jostock, P. (1941): Die Berechnung des Volkseinkommens und ihr Erkenntniswert. Stuttgart.
- Jurczyk, K. & Rerrich, M.S. (1993) (Hrsg.): Die Arbeit des Alltags: Beiträge zu einer Soziologie der Lebensführung. Freiburg: Lambertus.
- Katz, C. & Baitsch, C. (1997): Lohngleichheit für die Praxis. Eidgenössisches Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann (Hrsg.). Zürich, VHF-Hochschulverlag AG. ETH Zürich.
- Kettschau, I. (1991): Hausarbeitsqualifikationen und weibliches Arbeitsvermögen im Spannungsfeld privater Aneignung und beruflicher Verwertung. In: Kettschau, I. & Methfessel, B. (Hrsg.): Hausarbeit – gesellschaftlich oder privat? Hohengehren: Schneider: 141-164.
- Klammer, U. (2006): Geld und soziale Sicherung im Lebensverlauf. In: Bertram, H., Krüger, H. & Spieß, C.K. (Hrsg.): Wem gehört die Familie der Zukunft? Expertisen für den 7. Familienbericht der Bundesregierung. Opladen: Verlag Barbara Budrich: 423-455.
- Kohli, M. (1989): Institutionalisierung und Individualisierung der Erwerbsbiographie. In: Brock, D., Leu, H.-R., Preiß, C. & Vetter, H.-R. (Hrsg.): Subjektivität im gesellschaftlichen Wandel. München: DJI Verlag Deutsches Jugendinstitut: 249-278.
- Kommission der Europäischen Gemeinschaften (2001): Empfehlung des Rates zur Durchführung der Beschäftigungspolitik der Mitgliedsstaaten, 12. 9.. Brüssel.
- Kontos, S. (1991): Von der Liebe über die Arbeit zum Umsturz der Gesellschaft? In: Eifler, C. (Hrsg.): Ein bißchen Männerhaß steht jeder Frau. Berlin: Links: 91-107.
- Krüger, H. (1991): Doing Gender – Geschlecht als Statuszuweisung im Berufsbildungssystem. In: Bock, D.: Übergänge in den Beruf. Weinheim/München: 139-169.
- Krüger, H. (2000): Ein expandierender Arbeitsmarkt mit sieben Siegeln. In: Frankfurter Rundschau vom 16.2.2000: 11.
- Krumpholz-Reichel, A. (2001): Auf ein langes Leben! In: Psychologie heute: 23-26.
- Levy, R. (1977): Der Lebenslauf als Statusbiographie. Die weibliche Normalbiographie in makro-soziologischer Perspektive. Stuttgart.
- Lind, I. (2007): Ursachen der Unterrepräsentanz von Wissenschaftlerinnen – Individuelle Entscheidungen oder strukturelle Barrieren? In: Wissenschaftsrat (Hrsg.): Exzellenz in Wissenschaft und Forschung – Neue Wege in der Gleichstellungspolitik. Köln: 59-85.

- Lischnewska, M. (1979): Die handwerksmäßige und fachgewerbliche Ausbildung der Frau (1910). In: Brinker-Gabler, G. (Hrsg.): Frauenarbeit und Beruf. Die Frau in der Gesellschaft. Frühe Texte. Frankfurt a. M..
- Meier, U. (Hrsg.) (1997): Vom Oikos zum modernen Dienstleistungshaushalt. Frankfurt/New York: Campus.
- Meier, U. (2001): Wie zukunftsfähig ist die „Arbeit des Alltags“? In: Andruschow, K. (Hrsg.) (2001): Ganze Arbeit. Feministische Spurensuche in der Non-Profit-Ökonomie. Berlin: Ed. Sigma: 41-54.
- Meier, U. (2003): Generation, Geschlecht, Gesellschaft: Familie im Konflikt. In: Weber, M., Eggemann-Dann, H.-W. & Schilling, H. (Hrsg.): Beratung bei Konflikten. Wirksame Interventionen in Familie und Jugendhilfe. München/Weinheim: Juventa: 67-82.
- Meier, U. (2004): Zeitbudget, Mahlzeitenmuster und Ernährungsstile. In: Deutsche Gesellschaft für Ernährung (Hrsg.): Ernährungsbericht 2004. Bonn: 72-94
- Meier, U., Preuße, H. & Sunnus, E.-M. (2003): Steckbriefe von Armut. Haushalte in prekären Lebenslagen. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Meier-Gräwe, U. (2007): Kinderlosigkeit, „die gute Mutter“ und die Notwendigkeit eines nicht nur familienpolitischen Kurswechsels. In: Baer, S. & Lepperhoff, J. (Hrsg.): Gleichberechtigte Familien? Wissenschaftliche Diagnosen und politische Perspektiven. Gender kompetent. Beiträge aus dem GenderKompetenzZentrum, Bd. 3: 69-89.
- Methfessel, B. (1993): Eine gemeinsame Zukunft? Zur Relevanz von Familie und Haushalt für die Lebensplanung von Jungen und Mädchen. In: Ketschau, I., Methfessel, B. & Schmidt-Waldherr, H. (Hrsg.): Jugend, Familie und Haushalt. Hohengehren: Schneider: 85-102.
- Metz-Göckel, S. & Nyssen, E. (1990): Frauen leben Widersprüche. Zwischenbilanz der Frauenforschung. Weinheim/Basel: Beltz.
- Nave-Herz, R. (1988): Kinderlose Ehen – Eine empirische Studie über die Lebenssituation kinderloser Paare und die Gründe für ihre Kinderlosigkeit. München: Juventa.
- Notz, G. (1991): „Du bist als Frau um einiges mehr gebunden als der Mann“. In: Pro Familia Magazin, 2: 9-10.
- Oelemann, B. (1999): Vaterseelenallein. Jungen in der Schule. In: Praxis Schule, 6: 20-33.
- Prätorius, I. (1996): Ökonomie denken jenseits der androzentrischen Ordnung. In: Europa: Herausforderungen für die Alltagsbewältigung. Home Economics als Basis für soziale Veränderungen, Tagungsband des IFHW. Wien: 251-260.
- Prätorius, I. (2000): Die Welt als Haushalt und der Haushalt Gottes. In: Haushalt und Wissenschaft, 1: 21-30.
- Putnam, R.D. (1995): Bowling alone: America's Declining social capital. In: Journal of Democracy, 6: 65-78.
- Rudolph, H. (1986): Der männliche Blick in der Nationalökonomie. In: Hausen, K. & Nowotny, H. (Hrsg.): Wie männlich ist die Wissenschaft? Frankfurt/M.: Suhrkamp: 121-142.
- Schaffer, A. & Stahmer, C. (2006): Erweitertes Gender-BIP – Eine geschlechtspezifische Analyse des traditionellen Bruttoinlandsproduktes und der Haushaltsproduktion in Deutschland. In: Jahrbücher f. Nationalökonomie und Statistik. Lucius & Lucius Stuttgart Bd. (Vol.) 226/3: 308-328.

- Schlegel-Matthies, K. (1998): Alltägliche Aufgaben und Probleme im Haushalt – Identifikation und Entwicklung von Qualifikationen als wichtiger Bildungsauftrag für Herausforderungen der Zukunft. In: Richarz, I. (Hrsg.): Der Haushalt. Neubewertung in der Postmoderne. Göttingen: Vandenhoeck u. Ruprecht: 157-167.
- Schweitzer, R. von (2002): Wandel der Familienstrukturen und des familialen Alltagslebens. In: Krüsselberg, H.G. & Reichmann, H. (Hrsg.): Zukunftsperspektive Familie und Wirtschaft. Grafschaft: Vektor: 151-209.
- Statistisches Bundesamt (2004): Alltag in Deutschland. Analysen zur Zeitverwendung. Wiesbaden.
- Sinnott, J.D. (1987): Sex-roles and aging: Theory and research from a System perspective. Basel: Karger.
- Stauder, B. (1999): Verzögerte Individualisierung. In: Neue Zürcher Zeitung, 6./7.2.: 55.
- Thadden, E. von (2001): „Wir müssen die Männer zwingen“. Der Familienforscher Hans Bertram fordert die Abschaffung des Patriarchats und eine Arbeitswelt, die Rücksicht nimmt auf die Bedürfnisse der Kinder und Eltern. In: DIE ZEIT, r. 9, 22.2.2001: 32.
- Thiessen, B. (2004): Re-Formulierung des Privaten. Professionalisierung personenbezogener, haushaltsnaher Dienstleistungsarbeit. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Winter, R. (Hrsg.) (1994): Frauen verdienen mehr. Zur Neubewertung von Frauenarbeit im Tarifsystem. Berlin: Edition Sigma.
- zwd-Magazin (2008): Gender Gap auch beim Alterseinkommen, Nr. 261, 23. Jahrgang: 4-5.